



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

die "natürlichen Grenzen"

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

das ganze Reich geeint sich gegenüber zu sehen, wirkten ernüchternd. Der Plan wurde aufgegeben. In Frankreich erfuhr der Verzicht scharfe Kritik. Man wollte wissen, daß auch der sonst allmächtige Kronfeldherr Montmorency für weiteres Vorgehen gewesen, aber durch persönliche Gegner gehindert worden sei. Wie dem auch sein mag, die Ähnlichkeit mit der Episode von 1444 ist handgreiflich, und so waren auch die treibenden Gedanken wie die Ziele die alten: das Erbe Karls des Großen.

Diese Vorstellung hatte neue Nahrung erhalten, seit die Entdeckung der antiken Literatur auch Cäsars „Gallischen Krieg“ und die „Geographie“ des Strabo wieder bekannt gemacht hatte. Dort las man, daß der Rhein die Grenze Galliens sei; was aber war Gallien anderes als Frankreich? Ein natürliches Recht also auf die Rheingrenze war den Franzosen schon von den Alten zugesprochen worden, und man muß wissen, wie schwer damals jedes Wort eines klassischen Schriftstellers wog, um zu ermessen, was das zu bedeuten hatte. Da kann man sich auch vorstellen, wie es auf französische Leser wirken mußte, wenn sie bei Strabo lasen, ein Schutzgott schein die Gebirgsketten aufgeworfen, die Meere angenähert und den Lauf der Flüsse gelenkt zu haben, um eines Tages aus Gallien den blühendsten Ort der Erde zu machen. Die Frage der Rheingrenze war damit aufgeworfen, sie war zum Programm, ja zum Dogma der Gebildeten erhoben, und schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts hat sie den Gegenstand wissenschaftlicher Polemik zwischen Deutschen und Franzosen gebildet. Die französischen Staatsmänner aber haben offenbar gezögert, diese Forderung sich anzueignen, sie haben ihr wenigstens keine zwingende Bedeutung zuerkannt. Man hätte sich sonst nicht so leicht mit Metz begnügt.

Es hätte der Auftakt zu einem planmäßigen Vordringen nach Osten sein können. Durch seine geographische Lage bildet Metz den natürlichen Ausgangspunkt dazu, damals wie heute führten von dort die Wege ohne ernstes Hindernis nach Trier, Koblenz und Mainz. Aber die Neigung fehlte

noch, und nicht lange dauerte es, so geriet Frankreich in den blutigen Strudel des religiösen Bürgerkriegs, in dem noch einmal, wie vor zweihundert und vor hundertfünfzig Jahren im Kriege gegen England, so jetzt im Kampf mit Spanien, seine Einheit und Unabhängigkeit unterzugehen drohte.

Deutschland hat daran geradesowenig Anteil genommen wie am Hundertjährigen Kriege. Daß ein Teil der deutschen Protestanten den Kampf ihrer Glaubensgenossen mit Teilnahme verfolgte, daß Deutsche sich auf eigene Gefahr in die Scharen der Hugenotten einreihen ließen, daß zwischen diesen und einigen deutschen Fürsten gelegentlich sogar ein Bündnis geschlossen wurde und eine kleine deutsche Hilfstruppe Heinrich IV. (1591) seinen ersten Sieg erfechten half, ändert nichts an der Tatsache, daß Deutschland als Ganzes dem Entscheidungskampf zwischen Katholizismus und Protestantismus, der jenseits der Vogesen ausgefochten wurde, untätig zusah. Als er vorüber war und unter der klugen und wohlthätigen Regierung Heinrichs IV. die Wunden, die der Bürgerkrieg geschlagen hatte, sich schlossen und rasch vernarbten, während nun die Reihe an Deutschland kam, in heillosen innerer Verwirrung dem großen religiös-politischen Bürgerkrieg entgegenzugleiten, da hätte sich schwer getäuscht, wer etwa erwartete, Frankreich werde die Neutralität des Nachbarn, die es soeben erfahren, mit Gleichem vergelten. Schon sehr bald und dann ständig hat Heinrich IV. seine Hand in den inneren Angelegenheiten Deutschlands gehabt.

Zwar die weitausgreifenden Projekte, das „große Dessen“, das man ihm auf die Autorität seines ehemaligen Ministers Sully nachgesagt hat, völlige Umgestaltung der Karte Europas, Zerschlagung der andern Großmächte in eine Anzahl mittlerer Staaten, ein europäischer Staatenbund unter französischer Führung, Vertreibung der Türken und ewiger Friede, Gedanken, die wir ähnlich schon aus den Tagen Philipps des Schönen kennen — alles das ist spätere Phantasie. Weder der König noch seine Minister haben an dergleichen gedacht. Soweit bei Heinrichs Lebzeiten überhaupt von Er-